

»Unternehmerische Kreativität ist

weiterhin

Der Ökonom *Niko Paech* fordert angesichts der ökologischen Krise zwar eine Abkehr vom ungezügelten Wachstum und scheut auch nicht das Wort »Verzicht«. Aber für die Städte sieht er eine reiche Zukunft gemeinschaftlichen Lebens und Wirtschaftens – wobei privaten Unternehmungen eine wichtige Rolle zukommt

gefragt«

Interview: Oliver Geyer

Interview

Das einstige Eisenbahndepot »LochHal« im niederländischen Tilburg beherbergt nun eine öffentliche Bibliothek, Co-Working-Bereiche, Konferenzräume und eine große Veranstaltungshalle

Foto: de Jure Fotografie, VO: Bild-Kunst, Bonn © 2022

»Anstelle von Filialisten, die das Abbild einer globalisierten Wirtschaft sind, brauchen wir wieder kleinräumige, dezentrale Strukturen, getragen von privater Initiative«

stadt:pilot: Was können uns die aktuellen Krisen lehren, als Gesellschaft und als Einzelne?

Niko Paech: Wir können daraus lernen, dass wir lange Zeit deutlich über unsere Verhältnisse gelebt haben. Wir haben eine ökologisch destruktive Daseinsform kultiviert und einen Wohlstandsapparat installiert, der so abhängig geworden ist von Technologie, Energie und globalen Lieferketten, dass dieses Gefüge durch Krisen leicht ins Wanken gerät – und selbst immer mehr Krisen hervorbringt. Daher lautet meine Schlussfolgerung: Wir müssen diese Strukturen zurückbauen. Außerdem können wir über uns selbst lernen, dass auch gebildete Menschen eine Blindheit für das Offensichtliche entwickeln können, solange ihnen das vorteilhaft erscheint. Wir haben zu lange die Augen davor verschlossen, dass eine ökologische Entkopplung des Wirtschaftswachstums nicht nur fehlschlägt, sondern sich mittlerweile sogar kontraproduktiv auswirkt. Die unbarmherzige Schlussfolgerung verweist auf genügsamere Lebensstile, die wir nach Kräften abwehren. Aber es hilft nichts, wir müssen reduzieren.

Alles nur Reduktion und Verzicht? Was sind denn unsere Gestaltungsmöglichkeiten?

Krisen sind oktroierte Lernprozesse und damit Chancen. Wenn wir uns dessen mit der nötigen Gelassenheit, Solidarität und einem ausgeprägten Gestaltungswillen annehmen, wird unsere Situation am Ende deutlich besser sein, nämlich resilienter und ökologisch überlebensfähiger. Die heutige ökologische Krise ist kein Weltuntergang, aber ein gewaltiger Schuss vor die Planken, wie wir hier in Norddeutschland sagen. Noch etwas sollten wir dabei lernen: Wir können es nicht komplett an die Politik und den Staat delegieren, diese Krise zu überwinden, in erster Linie müssen wir es alle selbst tun. Wir brauchen eine aktive Zivilgesellschaft, die bestimmte Kompetenzen reaktiviert. Ich denke da auch an ganz praktische handwerkliche Fertigkeiten, damit zukünftig jeder und jede selbst dazu beitragen kann, Grundbedürfnisse zu befriedigen.

Müsste man nicht vielmehr, um eine wachsende Weltbevölkerung zu ernähren, das wirtschaftliche Wachstum ressourcenschonend umorganisieren?

Wir müssen nicht die Weltbevölkerung ernähren, sondern die Welt-

bevölkerung muss sich, möglichst autonom und ökologisch verantwortlich, selbst ernähren. Und dafür sollten Menschen ertüchtigt und mit den nötigen Infrastrukturen ausgestattet werden. Mit ökonomischem Wachstum im überkommenen Sinne funktioniert das nicht. Warum? Man sieht es am Beispiel der expansiven Smartphone-Produktion, die eben gerade verhindert, dass basale Grundbedürfnisse befriedigt werden können. Denn in ihren Produktionsketten werden genau jene Flächen-, Wasser-, Mineralien- und Energieressourcen verbraucht, die für die Grundversorgung benötigt würden. Wirtschaftswachstum wird derzeit durch Luxusproduktion erreicht, nicht durch dezentrale, teils nicht kommerzielle Strukturen zur Befriedigung der Grundbedürfnisse.

Wie lautet Ihre Schlussfolgerung für die Städte, in denen immer größere Teile der Weltbevölkerung leben?

Eine Aktivierung der urbanen Gartenwirtschaft ist essenziell, damit Städte zu Systemen der Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln und ihrer Weiterverarbeitung in kleinräumigen, stadtteilbezogenen Systemen werden. Ich denke da an Anpflanzungen nicht nur in Gärten und Vorgärten, sondern auch auf Dächern, Balkonen und so weiter. Ich denke an Aquaponik und Permakultur. Zudem ist die Trumpfkarte der Urbanisierung, dass man hier mit viel weniger Konsumgütern und Gerätschaften auskommt – sofern die Menschen die Nähe zueinander nutzen und ihre Ressourcen teilen. Zu diesen Ressourcen zählen auch Kompetenzen zur handwerklichen Gütererzeugung und Reparatur.

Und viele weitere Themen müssen angepackt werden.

Welche?

Bei der Energieversorgung und Energieeffizienz von Gebäuden ist noch viel Luft nach oben, und wir haben in Deutschland seit Jahrzehnten die durchschnittliche Wohnfläche pro Person vergrößert. Das sollte wieder reduziert werden. Ein Vorbild kann das Wohnprojekt Kalkbreite in Zürich sein, wo bestimmte Räumlichkeiten gemeinschaftlich genutzt werden. Überhaupt wird das Prinzip der Gemeingüter eine entscheidende Rolle spielen. Auch die autofreie Innenstadt ist längst keine Utopie mehr. Kurz: Aufgrund ihrer Dichte haben Städte das Potenzial, zu Orten einer ökologieverträglichen Lebensweise zu werden.

Wie könnten in den heutigen Zentren, die von Einzelhandel und Konsum geprägt sind, neue innerstädtische Qualitäten aussehen, in denen weniger mehr ist?

Anstelle der Filialistenstrukturen, die ein Abbild der globalisierten Wirtschaft sind, brauchen wir wieder kleinräumige, dezentrale Strukturen, getragen oftmals von privater Initiative: Werkstätten, Manufakturen, Verleihstationen und sogenannte Share Points. Strukturen, in denen der Schwerpunkt auf Gemeinschaftsnutzung, Secondhand-Handel und der Verlängerung von Nutzungsdauern liegt. Heute liegt nur noch das Ende internationaler Wertschöpfungsketten

in den Innenstädten. Es kommt darauf an, auch den Anfang wieder dort zu verorten. Güter würden dann verstärkt lokal produziert und zum Beispiel mit Lastenfahrrädern ausgeliefert.

Wo sehen Sie gute Beispiele und Vorbilder?

Da muss ich gar nicht weit schauen. Wir haben hier in Oldenburg einen Anfang gemacht, indem wir in einer ungenutzten Immobilie ein Ressourcenzentrum eröffnet haben. Das ist ein Ort, wo künftig an multifunktionalen, flexiblen Arbeitsstationen Equipment und ge-

Foto: Maria Sturm



Nach einigen Jahren am Lehrstuhl für Produktion und Umwelt der Universität Oldenburg lehrt und forscht der Volkswirt Niko Paech jetzt an der Uni Siegen im Bereich Plurale Ökonomik. Er hat den Begriff der »Postwachstumsökonomie« geprägt und gilt als entschiedener Wachstumskritiker

schultes Personal zur Verfügung stehen soll, um Menschen zu helfen, sich selbst zu helfen, etwa beim Reparieren ihres Laptops oder beim Einspeichern einer Fahrradfelge. Mit einem 3-D-Drucker können Ersatzteile ausgedruckt werden, die man bei den Herstellern von Geräten nicht bekommt. Bürgerinnen und Bürger können sich hier gemeinschaftlich ertüchtigen und werden von Konsumenten zu Ko-Produzenten. Außerdem wurde mit dem Abfallwirtschaftsbetrieb der Stadt ein Vertrag ausgehandelt, um dort künftig brauchbare Gegenstände aus dem Abfall wiederaufbereiten zu können. Auf diese Weise wird ein Kreislauf der Objekte gefördert. All das trägt dazu

bei, eine Stadt ressourcenunabhängig und resilient werden zu lassen.

Welche Rolle spielen in Ihrer Vision einer städtischen Ökonomie die klassischen privaten Unternehmen?

Auch wenn ich eine Transformation für nötig erachte, die eine solidarische und nicht kommerzielle Versorgung akzentuiert, ist weiterhin unternehmerische Kreativität und Initiative gefragt, die dort ansetzt, wo Ko-Produzenten an ihre Grenzen stoßen. Problematisch sind Macht und Größe bestimmter Konzerne, die das nachhaltige Zusammenleben in der Stadt behindern, nicht nur im Konsum, sondern auch im Wohnbereich. Aber es gibt auch Genossenschaften und inhabergeführte, lokal verbundene Unternehmen und die Solidarische Landwirtschaft, die mit innovativen Ideen dazu beitragen, eine Stadt nachhaltiger zu gestalten. Man sollte den jungen Menschen und der engagierten Zivilgesellschaft zuzuführen: Gründet mehr davon und schafft neue Vorbilder! Auch Unternehmerinnen und Unternehmer sind Menschen, die besser schlafen, wenn sie Teil der Lösung und nicht des Problems sind: Wer ein auskömmliches Leben führt, sollte keinen Grund haben, über ständige Expansion und eine Externalisierung ökologischer Effekte noch mehr Profit zu erwirtschaften.

Wie sollen die Kleinen gegen die globale Konkurrenz bestehen?

Gefragt sind gemeinschaftsgetragene Unternehmen, die folgende Eigenschaften haben: Wenn ein Anbieter einen bestimmten Kundenstamm hat, der seine Geschäftspolitik und seine Werte zu schützen weiß, dann wird er den Absatz nicht gleich an eine preisgünstigere Konkurrenz verlieren. Genau darauf gründet die Solidarische Landwirtschaft. In solchen gemeinschaftsgetragenen Unternehmen wird eine Bindung hergestellt, indem die Abnehmer zu Mitgliedern werden, die über eine Umlagefinanzierung regelmäßig einen Ernteanteil erhalten. Der Erzeuger hat die Sicherheit, finanziert zu werden, und die Mitglieder haben Versorgungssicherheit und können mitgestalten. Dieses Prinzip gilt es, auf andere Sektoren zu übertragen. In Städten sind die Voraussetzungen dafür besonders gut. Denn solche Unternehmen leben davon, dass Menschen regelmäßig auf möglichst kurzem Wege zusammenkommen und gemeinschaftsgetragene Versorgungssysteme aufbauen.

So viel zu Alternativen und positiven Vorbildern. Welche Rolle spielt für Sie gesetzliche Regulierung?

Wir sollten Verbote nicht grundsätzlich dämonisieren. Wenn ein Gesetz – dass man etwa bei Rot vor einer Ampel halten muss – in einem demokratischen Prozess entstanden ist, wo liegt dann das Problem? Aber Regulierungen, die den Wohlstand eingrenzen – und genau das wäre notwendig, weil grünes Wachstum nicht existiert –, setzen politische Mehrheiten voraus. Die entstehen erst, wenn ein ausreichender Teil der Bevölkerung schon autonom den neuen Lebensstil vorwegnimmt, der dann von der Politik in eine neue soziale Norm überführt werden kann.

Drohen da nicht erhebliche Konflikte? Bezüglich einiger stadtentwicklungspolitischer Ziele, wie etwa die autofreie Innenstadt, ist die Kluft zwischen Ablehner und Befürwortern groß.

Das stimmt, aber ohne Konflikte wird es nicht gehen. Meines Erachtens sind wir als Gesellschaft viel zu konfliktstreu geworden. Diejenigen, die schon praktische Konsequenzen ziehen aus der ökologischen Krise, sollten ihre Position klar artikulieren und die neue Norm im Dialog auch von anderen einfordern. Ganz friedlich und unideologisch. Es ist keine Ideologie, für Klimaschutz einzutreten.

Welche Form von »Mehr« wird aus Ihrer Sicht überhaupt noch zulässig sein? Ein Mehr an Genügsamkeit und Kreativität?

Ich finde schon die Fragestellung falsch. Warum wollen wir immer mehr und mit welchem Recht? Wir haben uns über Jahrzehnte nur am Mehr orientiert, und das hat nun einen Zenit erreicht. Dabei darf nicht vergessen werden, dass es auch in einem Land wie Deutschland in begrenztem Umfang soziale Härtefälle gibt, die Unterstützung brauchen, weil sie zu wenig haben. Und für alle anderen gilt: Kein Konsum ist auch keine Lösung! Selbstverständlich kennt eine Reduktionsstrategie Untergrenzen. Es geht jetzt aber darum, durch eine Konzentration auf das Wesentliche neue Potenziale zu entdecken und so die Lebensqualität zu steigern. Das ist nicht einfach nur eine Rückkehr zur ökologischen Verantwortung, sondern auch zu einem entspannten und aufgeklärten Glück. Es geht, um einen Begriff des Philosophen Leopold Kohrs zu verwenden, um eine Rückkehr zum menschlichen Maß.